



Nr. 165.

Donnerstag, den 16. Juli 1908.

23. Jahrgang.

Das Weib, das du mir gabst!

Roman von Lady Troubridge.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Bald brachen sie auf und Iris dachte mit einem Gefühl der Erleichterung an die Rückkehr mit Hampden, während derer sie ihre Gedanken sammeln konnte, fern von den feindseligen Blicken ihres Mannes und den triumphierenden Augen Claudias.

Während die Herren im Freien ihre Zigaretten rauchten, zog Lady Desmont Iris in den Garten. „Kommen Sie, wir wollen einen kleinen Spaziergang machen.“

Langsam gingen sie durch den nicht sehr großen, aber wohlgepflegten Garten.

„Wissen Sie, daß ich eine höchst ungemütliche Fahrt mit Rudolf hatte?“ begann Claudia. „Er setzt sich eine ganz törichte Eifersucht auf Mark in den Kopf und ich fürchte fast, er wird Ihnen eine Szene machen. Wenn Sie meinem guten Räte folgen wollen, meine Liebe, dann seien Sie ganz aufrichtig mit ihm. Er hat, ich weiß nicht wie, diese törichte kleine Liebelei mit Mark erraten und es ist meine volle Ueberzeugung, daß Sie am besten tun werden, ihm alles offen einzugestehen. Es ist ja auch so wenig: daß Sie ein leicht entflammtes, törichtes junges Ding waren und Mark eine sehr dumme Rolle gespielt hat. Ich würde mich ihm einfach auf Gnade und Ungnade ergeben; er kann doch vernünftiger Weise nicht von Ihnen verlangen, daß Sie niemals im Leben flirteten. Ich versichere Sie, ich habe mein Möglichstes getan; ich bin ganz erschöpft, so lebhaft mußte ich zu Ihrer Vertheidigung werden. Und jetzt, nachdem ich alles getan, um die Sache ins Geleise zu bringen, benimmt sich Mark immer noch so blödsinnig; es ist wirklich hart für mich!“

Iris antwortete nicht sofort; dann aber, als sie sich ihrer erbarmungslosen Feindin zuwandte, entstellte so leidenschaftlicher Born ihr schönes Gesicht, daß Claudia erschrak.

„Wie können Sie es wagen, mir derlei zu sagen? Sind Sie von Sinnen? Aber nein, Ihr Geist ist vollkommen klar; Sie sind dieselbe Lady Desmont wie immer; es ist das alte raffinierte Gemisch von Lüge und Wahrheit, mit dem Sie von jeher mein Leben zu zerstören trachteten. Aber merken Sie sich, Sie haben nicht mehr dasselbe Wesen vor sich wie damals. Ich bin ebenso mächtig wie Sie und protestiere dagegen, daß Sie meine Handlungen kritisieren oder mir vorschreiben, was ich zu tun habe. Merken Sie sich das, Lady Desmont, was Sie auch sagen oder vermuten mögen, meine Beziehungen zu Ihrem Mann waren frei von allem Unrecht und es geht Sie nicht im geringsten an, was ich tue. Ich empfangen und weise ab, wen ich will. Was aber Sie betrifft, so werden Sie mich schwerlich je zuhause finden.“

„Nun, wir werden ja sehen,“ zischte Claudia. „Es ist keinesfalls klug von Ihnen, diesen Ton anzuschlagen. Sie

mögen schuldlos sein, aber der Schein ist gegen Sie und Sie wissen das ebenso gut wie ich. Sonst hätten Sie Rudolf nicht verhindert, vor seiner Heirat zu mir zu kommen, hätten nicht alles in Bewegung gesetzt, um ihn fern von mir zu halten. Sie wußten, daß er von mir erfahren konnte, was die glänzende Zukunft, die Ihnen entgegenstrahlte, für immer zerstören würde. Nehmen Sie sich in acht, Fürstin, treiben Sie mich nicht zum äußersten! Entweder empfangen Sie mich wie gewöhnlich und behandelt Sie mich als willkommenen Gast oder ich werde Prinz Steinburg von Ihrem reizenden Tete-a-tete mit meinem Gatten in Hampden-Chase erzählen!“

Iris fuhr wie von einer Schlange gebissen zurück und einen Augenblick krampfte sich ihr Herz vor Furcht zusammen, als ihr die volle Bedeutung von Lady Desmonts boshafter, giftiger Drohung klar wurde. Ihre sonst so sanfte Natur wurde dadurch zu so leidenschaftlicher Entschlossenheit aufgestachelte, daß sie der Furcht bald vergaß, die sie erst empfunden hatte.

„Es steht Ihnen frei, Lady Desmont, zu handeln, wie es Ihnen beliebt. Ich biete Ihnen Drohungen Trost. Sie sind ein böswilliges, ruchloses Weib, der böse Genius meines Lebens. Als Kind vernachlässigten Sie mich; dann, als ich endlich zu Ihnen kam, legten Sie jeder noch so einfachen und unschuldigen Handlung den schlechtesten Beweggrund unter. Diese Nacht in Gimpden-Chase, die Sie zu erwähnen wagten, war ein schändlicher Verrat Ihrerseits; Sie wußten nur zu gut, daß weder Lord Carlinton noch mein Mann jene Einladung erhielten. Sie wollten Herrn Hampden auf irgend eine Weise bloßstellen und benützen das unglückselige Mädchen, das in Ihre Hand gegeben war, als Werkzeug. Als sich mein Geschick dann trotzdem günstig gestaltete und ich, anstatt ehr- und heimatlos aus der Gesellschaft verjagt zu werden, wie Sie es mir zudachten, eine ebenso vornehme, ja noch vornehmere Stellung errang als Sie, Lady Desmont — was taten Sie da? Ließen Sie mich in Ruhe? Nein! An unserem Hochzeitstage schon kamen Sie zu meinem Mann mit dem, was Sie einen Beweis für meine Illegitimität nannten und peinigten ihn und mich dadurch so bitter, daß ich an diesem meinem Hochzeitstag mich noch töten wollte. Rudolf hinderte mich daran, er zwang mich zurück ins Leben und jetzt wollen Sie mir alles wieder nehmen? Aber ich sage Ihnen, Sie werden es nicht können, ich will für das, was mein ist, kämpfen, für das, was mir trotz Ihres Widerstandes zu teil wurde. Sie wissen so gut wie ich“, schloß sie leidenschaftlich, daß ich Ihren Mann nicht im geringsten liebe, wie es Ihnen zu glauben beliebt!“

„Und ihn auch nie geliebt haben? Haha! Fürstin Steinburg, können Sie das auch behaupten?“ höhnte Claudia.

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, nur eines noch: Wären Sie ehrlich zu mir gekommen wie jede andere Frau und hätten mir gesagt, daß Ihnen die Freundschaft zwischen mir und Ihrem Manne unangenehm und peinlich ist, dann hätte ich nie mehr ein Wort mit ihm gesprochen. Nun die Wahrheit zu gestehen, wünsche ich weder Sie, noch Herrn Gampden wiederzusehen, obwohl ich für letzteren eine gewisse Dankbarkeit empfinde. Unsere Lebenspfade trennen sich von nun an, es ist besser so. Sie waren es, die uns wieder zusammenbrachte, Sie haben sich eingedrängt in unser Leben, Sie, die nie aufhörte, meinen Mann mit Briefen zu verfolgen, um eine Versöhnung herbeizuführen. Wenn Sie nicht wollten, daß wir zusammenkamen, warum taten Sie es dann?“

Einige Augenblicke stand Claudia sprachlos da, verblüfft von der Behemung, mit der die sonst so ruhige junge Frau diese Anklagen hervorbrachte. Als Tris sah, daß sie keine Antwort erhielt, wandte sie sich hochmütig ab und schritt rasch zu den zwei Herren hinüber, die bei den Automobilen standen. Sie ging direkt auf Gampden zu.

„Ich möchte nachhause fahren, bitte!“

Gampden legte den Mantel um sie und nahm seinen Platz ein. Tris setzte eben den Fuß auf den Tritt des Mercedes, der, einem schnaubenden Ungeheuer gleich, jeden Augenblick bereit schien, sich vorwärts zu stürzen; da trat Rudolf auf sie zu.

„Ich fahre Dich zuhause; wir werden sofort starten; komm, Tris“, sagte er befehlend.

Zum erstenmale, seit sie verheiratet waren, maß sie ihn kalt und mit abweisendem Blick. Blau und entschlossen leuchtete ihr Gesicht unter dem blaßgrauen Automobilschleier hervor.

„Ich sehe keine Veranlassung, die Einteilung zu ändern, außer Herr Gampden wünscht es.“

Mark murmelte natürlich einige höflich verneinende Worte.

„Und ich sage Dir, daß ich mit Dir sprechen muß, komm also sofort!“ sagte Rudolf heftig.

Gampden wartete schweigend auf das Ende des ehelichen Wortgefechtes, obwohl er Tris für sein Leben gern angefleht hätte, ihn nicht zu verlassen.

Nach kurzem Zögern schnitt diese jeden weiteren Streit ab, indem sie schnell in den Wagen sprang.

„Unsere Unterredung wird uns nicht entgehen“, sagte sie gelassen; „und es wäre sehr unhöflich von Dir, Rudolf, Lady Desmont nicht nachhause zu bringen, umsomehr“, fügte sie mit ruhigem Sarkasmus hinzu, „nachdem sie Dich auf der Hinfahrt so prächtig unterhalten hat. Fahren Sie, Herr Gampden, wir werden dann umso schneller zuhause sein.“

„Ich gehorche natürlich Ihrem Befehle“, erwiderte dieser, mit einer raschen Handbewegung lenkte er den mächtigen Wagen, der leicht über die glatte Straße glitt.

Es war höchste Zeit gewesen, denn schon wollte sich Steinburg in seiner tollen, blinden Leidenschaft auf seine Frau stürzen, die ihm öffentlich Trost geboten hatte, und sie aus dem Wagen reißen. Er war halb von Sinnen, es loderte in ihm von heißer Gier, Gampden zu insultieren.

Seine Wut nieder kämpfend, stand er da und vergaß ganz seine Umgebung, bis Claudias spöttisches Auflachen ihn zur Wirklichkeit zurückrief.

„Nun, der erste Versuch, Ihre Autorität geltend zu machen, ist nicht gut abgelaufen“, höhnte sie.

„Im Gegenteil. Ich bin entzückt, sie nach Hause bringen zu dürfen“, erwiderte Rudolf, ein Lächeln erzwingend.

„Ich fürchte, ich war ein rechter Brummbar bei unserer letzten Konversation; Sie werden mich jetzt vernünftiger finden. Uebrigens hatte Tris recht. Das Automobil dürfte kaum der richtige Ort für eine aufregende Besprechung sein, nicht wahr?“

Claudia hatte schon eine spöttische Antwort bereit, schwie aber, als sie die verbissene Wut in seinen Zügen sah. Während der ganzen Fahrt sprachen sie kaum einige Worte.

Er brachte sie an die Tür ihrer Villa und erst im letzten Moment berührte er das Thema noch einmal.

„Vergessen Sie nicht, Lady Desmont, daß Sie mir versprochen, aufrichtig mit mir zu sein, wenn mir Tris ihr Vertrauen verweigern sollte, was ich jedoch nicht glaube. Ehe ich mir ein Urteil bilde über die Situation, muß ich alles aufs genaueste erfahren, und Ihr ganzes Wesen deutete darauf hin, daß mehr dahinter steckt, als ich ahne. Ich hoffe“, fuhr er mit fast feierlichem Ernste fort, „daß Sie in dieser tief eingreifenden Lebensfrage nicht mit mir Ihr Spiel treiben und mich nicht betrügen werden.“

„Gewiß nicht. Ich erlaube mir, Tris den Rat zu erteilen, Ihnen gegenüber offen zu sein. Aber ich kann Sie versichern, daß er sehr übel aufgenommen wurde; sie schmähte mich, überhäufte mich mit Vorwürfen, um mir schließlich das Haus zu verbieten!“

„Nun, darüber reden wir noch“, murmelte Rudolf ingrimmig, „jedenfalls werden Sie von mir hören.“

XXXIV.

Mark schwieg lange; denn er fürchtete, Tris durch irgend ein unvorsichtig angebrachtes Wort zu verletzen. Sie waren alle beide noch unter dem Eindruck der weittragenden Szene, die sich eben abgespielt hatte und besonders Mark, der kluge, erfahrene Weltmann, witterte Gefahr; er dachte ja, wer hier die Hand im Spiele gehabt hatte; am liebsten hätte er Claudia um ihrer skrupellosen Grausamkeit willen geflücht. Dieses schändliche Weib! Es war wieder einmal dasselbe wie damals in London, nur daß es diesmal aus reiner Freude am Bösen geschah. Immer wieder hatte Claudia die Beiden zusammengebracht und dann beklagte sie sich bitter über deren Intimität, welche zu steigern sie ihr möglichstes getan hatte.

Als Tris immer noch schwieg, fürchtete Mark schließlich, die Fahrt könnte enden, ehe er nur eine Silbe vernommen.

„Darf ich wissen, was sich zugetragen hat?“ fragte er in jenem ruhigen, vornehmen Tone, der Sympathie und Vertrauen erweckte. „Oder wollen Sie lieber nicht darüber sprechen?“ Tris sah nur, daß Prinz Steinburg über irgend etwas sehr aufgebracht schien und es drängte sich mir die schreckliche Gewißheit auf, daß Claudia wieder die Unheilstifterin war!“

„Was soll ich Ihnen sagen, Herr Gampden? Ich möchte Sie nicht gegen Ihre Frau aufheken, aber ich bin der festen Ueberzeugung, daß sie mir Schlimmes antat.“

„Ich schwöre Ihnen“, versetzte er ernst, „daß ich keinen Streit mit Claudia vom Baune brechen werde, was Sie mir auch sagen mögen. Längst habe ich es aufgegeben, sie auf den richtigen Weg zurückzuführen. In unsern Beziehungen wird sich nichts ändern, ob Sie mir nun etwas anvertrauen oder nicht.“

Dann erzählte sie ihm alles, wie die Angst sie verzehrte; nur die böswillige Drohung, die ihr Claudia am Schluß ins Gesicht geschleudert hatte, verschwieg sie.

„Es klingt vielleicht seltsam, Tris, wenn ich Ihnen sage, daß Claudias Rat, rückhaltlos offen zu sein, richtig war, so wenig Gutes sie damit auch bezwecken mochte. Ihr Gatte ahnt ja doch, daß unsere Lebenspfade sich schon kreuzten; es ist besser, wenn er genau weiß, was sich zutrug. Er wird mir natürlich das Haus verbieten; aber Sie stehen dann doch gerechtfertigt da. Es wäre ja zu traurig, wenn Ihr junges Glück sich jetzt schon trüben würde.“

Tris senfte; ihre Lippen bebten, Tränen quollen unter den geschlossenen Lidern hervor und rannen über die blauen Wangen.

Gampden sah es. „Sie sind doch glücklich, nicht wahr?“ fragte er eindringlich. „Aus ihren Zügen sprach Frieden, aber ich möchte es von Ihren eigenen Lippen hören, daß Sie Ihren Mann wirklich lieben. Glauben Sie mir, nichts auf der ganzen Welt vermöchte mich so glücklich zu machen, als dieses Bewußtsein. Ich nahm eine schwere Verantwortung auf mich, indem ich Ihre Verbindung zustande brachte und sehe mich danach, zu hören, daß ich das Richtige traf.“

(Fortsetzung folgt.)

Personlichkeiten vom Tage.



Schemsi Pascha †.

Mit dem von türkischen Offizieren in Monastir hingerichteten Schemsi Pascha ist ein Repräsentant des sog. Alttürkentums aus der Welt geschieden. Obgleich er ein vollkommener Analphabet war, genoß er überall Achtung und Ansehen, war ein strenger, aber gerechter Vorgesetzter und ein tadelloser Charakter. Als Generallieutenant kommandierte Schemsi die 18. Division in Mitroviha, wo er durch seine Umsicht und Tatkraft mehr als einmal aufständische Albanesen zu bezwingen wußte. Jetzt hatte man ihn auf einen verlorenen Posten nach Monastir geschickt, wo er nicht paßte. Die Truppen dort hatten rechtlich rückständigen Sold zu verlangen. Ihm fehlte es an diplomatischem Geschick, die Unruhigen zu beschwichtigen. Er versuchte es, seiner Natur folgend, mit Gewalt, und mußte dies Vorgehen mit seinem Leben büßen.

Fahrendes Volk.

Eine steigende Bedeutung des Varietés und eine „neue Ära des Artistentums, die wir jetzt noch gar nicht zu überblicken vermögen“, will Dr. W. Soof in einer seeben in der bekannten Sammlung von Monographien, welche dem Verlag Velhagen und Masch zu verdanken ist, erscheinenden und durch gute Abbildungen beweiskräftigen Abhandlung „Von Gauklern und Artisten“ festgestellt haben. Soof, der bis zu den Ägyptern und Griechen zurück die Geschichte der „fahrenden Leute“ entwickelt, berichtet: „Warum sucht der Mensch diese Ekstasen, was reizt ihn darin? Das Gefühl von momentaner Freiheit. Freiheit von den zahllosen Gebundenheiten, worin er steckt, von Sorgen, Nöten, Verpflichtungen, Schicksaligkeiten, die ja schon bei dem Naturvolk keine minder strengen und beschwerlichen sind als bei uns...“

Nicht nur bei den alten Ägyptern gab es Ringkämpfer, und namentlich weibliche Artisten, Jongleusen, Tänzerinnen usw. Im mächtigen Steinobal des Zirkus oder Kolosseums saßen die Römer. Und in der Arena traten die Sechter auf und die verzückten Tänzer und die Flötenspielerinnen mit den Mandolangeln, die Akrobaten und Taschenspieler, die Sokulatoren, d. h. die Karamacher, und römischen Sansurste...

Im deutschen Mittelalter werden die Artisten und Spielente, zuerst nur „Fahrende“, schließlich sogar stadtfähig... Die sich artistisch produzierenden Leute überleben alle Phasen der Kultur und bleiben die gleichen. Aus dem Orient wenden sie sich zu den Griechen, von beiden nach Rom, in diesem Jahrhundert waren, wie schon vordem in den deutschen Städten des Mittelalters, die britischen Länder wieder einmal ein besseres Publikum für sie. Und heute erblicken die alten fahrenden Leute zu neuen „exzentrischen“ Späßen im jungen Nordamerika...

Sehr früh schon, bereits im deutschen Mittelalter, spielen übrigens die Artisten die Ausländer, wenn sie es auch gar nicht sind. Nach den Kreuzzügen und später in allmählicher Ausnützung der Entdeckungen neuer Länder und Erdteile kamen anfangs in der Tat nur Ausländer und Westeuropäer, z. B. als Vorführer von fremden Tieren, nach

Deutschland. Sie zeigten Elefanten und Strauße vor, die am frühesten vorgeführt und namentlich von Italienern gebracht werden. Dann Rhinocerosse. — Albrecht Dürer, in dem viel aufgesuchten Nürnberg, sieht ein solches und sticht es in Kupfer; aber noch im Jahre 1748 zahlte Professor Gellert in Leipzig, „um das Rhinoceros zu sehen“, einen halben Gulden, was damals doch keine Kleinigkeit war. Ferner ausgestellt wurden als „exotisch“ Krokodile, Kamele, die auffällig spät kommen, und Löwen.

Daraus entsteht dann bis zum 19. Jahrhundert die wandernde Menagerie, die sich ja noch heute selbst in den Vororten um Berlin usw. behauptet, entstehen endlich die Zoologischen Gärten. Geringere armeligere Fahrenden aus den ungarischen Ländern, deren Spezialität die Strumpfbären mit dem Ring in der Nase und den Tanzkünsten sind, erhalten sich in alter Weise und sind noch immer auf den Landstraßen und in den kleinen Städten zu finden...

Den aus dem Westen kommenden Ausländern und besseren Spezialitäten erleichtert es ihr Ausländerturn, selber vornehm zu werden. Aus England kamen zur Zeit der Königin Elisabeth und Shakespeares die Schauspieler, die eine Brücke hinüberbrachten zwischen dem Puppenstiel einerseits und andererseits der spätmittelalterlichen deutschen Mystereibühne. Allmählich organisieren auch die eigentlichen Artisten sich im städtischen wandernden Zirkus, der nun heute auch schon feste Gebäude hat, ohne auf das Herumwandern gänzlich zu verzichten. Andere Lebenswürdigkeiten mit denen einst herumgezogen wurde, haben ein Heim in dem Panoptikum der Großstädte gefunden. Das übrige Artistentum besseren Schlages findet sich im Variété zusammen.

Die Hygiene der Ehe.

Ein deutscher Arzt, Dr. Paul Berger, macht in einem b. Hugo Steinitz in Berlin erschienenen Werke: „Erbliche Krankheiten mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Ehe“ den Versuch, eine Hygiene der Ehe dadurch zu begründen, daß er in systematischer Weise die gesundheitschädlichen Einflüsse erörtert, unter denen sie zu leiden hat. Ein besonderes Gewicht legt er mit Recht auf das Wesen der Vererbung, die die Wissenschaft seit den ältesten Zeiten beschäftigt, wenn man auch bekanntlich zu verschiedenen Zeiten sie verschieden zu erklären gesucht hat. Man hat sich oft gefragt, ob dem Vater oder der Mutter bei der Vererbung von Krankheiten eine größere Bedeutung zukommt, die Frage aber verschieden beantwortet. Bekannt ist Goethes Vers:

Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zum Fabulieren.

Schopenhauer war der Ansicht, daß man den Charakter vom Vater, die Intelligenz von der Mutter erbt, daß daher, um eine tüchtige Nachkommenschaft zu erhalten, die Verbindung eines konsequenten, charakterfesten Mannes mit einer intelligenten, geistreichen Frau notwendig sei. In der Tat bietet die Geschichte mancherlei Beispiele, wo sich große Charaktere auf die Söhne vererbten, so Publius Decius Mus, Philipp von Mazedonien, Hamillar, Goethe usw., während sich der Intellekt der Mutter in gleicher Weise bei den Nachkommen wiederfindet. (Jozef II., Rousseau, Buffon, Kant, Walter Scott usw.). Andere dagegen halten die gekrenzte Vererbung für das Normale, das heißt, sie sind der Ansicht, daß sich im allgemeinen der Charakter der Väter auf die Töchter, das Wesen der Mutter auf die Söhne vererbt. Baillager hingegen ist über Geisteskrankheiten der Ansicht, daß sich die Krankheit des Vaters beim Sohne, die der Mutter bei der Tochter wiederfinde. Zur Feststellung dieser Behauptung ist bezeichnenderweise ein ungemein großes statistisches Material notwendig, das bis jetzt leider noch nicht existiert. Bis dahin muß die Frage, ob väterlicher- oder mütterlicherseits der Anteil an der Vererbung größer sei, offen bleiben. Nur für gewisse Krankheiten ist das Prävalieren des mütterlichen Einflusses entschieden festgestellt. So vererbt sich die Syphilis in der Regel auf das weibliche Geschlecht, so daß wir diese Krankheit überhaupt als eine Frauenkrankheit auffassen. In derselben Weise scheint bei der Epilepsie und der Migräne der mütterliche Einfluß zu überwiegen.

Dr. Berger zieht besonders die für die Ehe in Betracht kommenden Krankheiten in den Kreis seiner Erörterungen. Da ist vor allem die Tuberkulose, deren Uebertragung leider außer allem Zweifel steht. Der Verfasser sagt: „Ob die Ehe dem Fortschreiten der Tuberkulose förderlich oder hinderlich ist, hängt allein von den häuslichen Verhältnissen ab. Es läßt sich nicht bestreiten, daß unter dem Zusammenwirken einer zweckentsprechenden ärztlichen Ueberwachung und einer sorgfältigen hingebungsvollen Pflege oft wunderbare Stillstände der Krankheit erreicht werden können, die dem Eaien und dem Kranken selbst die Aussicht auf völlige Heilung nahelegen, während der Arzt wohl weiß, daß er mit jedem Stillstande das Höchste erreicht hat, was unsere heutige Kunst vermag.“

Die Berufstätigkeit wird beim Vorhandensein von Tuberkulose sehr bald eingeschränkt. Bei mildem Verlauf, besonders wenn es sich um kleine, lokalisierte Herde in der Lunge handelt, weniger als da, wo eine oder beide Lungen in allen ihren Lappen der Krankheitsfäule sind. In diesen Fällen entwickelt sich ein nicht zu bannender trockener Husten. Atemnot und Kurzatmigkeit verbieten dem Kranken jede anstrengende Tätigkeit. Von Zeit zu Zeit auftretende Lungenblutungen und die berückichtigten hektischen Schweißbrünen bringen den Kräftezustand des Kranken rapid herunter. Die Perioden der Arbeitsfähigkeit werden immer kürzer, das Interregnum des Stillstandes immer größer, bis endlich bauernde Bettlägerigkeit und zunehmender Kräfteverfall die Aufnahme einer regelmäßigen Tätigkeit für immer verbieten.

Gleichzeitig damit zeigen sich auch bei dem anderen gesunden Gatten schon häufig die Zeichen der Uebertragung der Tuberkulose. Es fällt in der ersten Zeit eine gewisse Mattigkeit auf, die dem Kranken Strapazen, die früher leicht ertragen wurden, verbieten. Frost und Hitze stellen sich wechselnd ein und die normale Gesichtsfarbe macht einer unnatürlichen Röte, mit der abwechselnd Blässe einhergeht, Platz. Das wichtigste ist die zunehmende Abmagerung und der Verlust des regelmäßigen Appetits. Alle diese Zeichen weisen den Kundigen schon frühzeitig darauf hin, daß eine Uebertragung der vernichtenden Krankheit stattgefunden hat. Später gesellen sich zu diesem Zeichen die eigentlichen Lungen Symptome: Husten, Auswurf, Blutspeien, zunehmende Atemnot, Stiche in der Seite usw., die dann keinen Zweifel mehr über die Natur des Leidens lassen.“

Dies und das.

□ Die Eisenbahn vor 100 Jahren. Die Sommerreisenden, die jetzt mit ruhiger Selbstverständlichkeit ihr Leben dem Dampfproß anvertrauen, um fern von der Großstadt Erholung zu suchen, denken beim Anblick der leuchtenden Lokomotive wohl kaum an das Mißtrauen, die Furcht und die Angst, mit denen die ersten Eisenbahnzüge von den Urgroßvätern betrachtet wurden. Die geringe Geschwindigkeit, die damals die ersten Lokomotiven entfalteten, erfüllten die geruchlosen Bürger mit Schrecken und die Erfinder mit Stolz; die Namen der Lokomotiven spiegeln dieses Selbstgefühl; und in England gab es damals Dampfprosse, die den Namen „Häse mich wer kann“, „Bliß“ usw. führten. Die „Niwista“ erzählt von der ersten Lokomotive von Stephenson, die mit einem Zug von 13 Tons Gewicht eine Geschwindigkeit von 24 Kilometern in der Stunde erreichte und die ohne Wagen sogar 48 Kilometer entwickeln konnte. Aber in der Öffentlichkeit hatte man wenig Sympathie für dies neue Verkehrsmittel, und als der Ingenieur vom englischen Oberhaus die Konzession für eine Eisenbahn erbat, traten Redner auf, die zornig darauf hinwiesen, wie der Rauch der Lokomotive die Vögel töten müsse, die Tierzucht auf dem Lande gefährde und vor allem die Wolle der Schafe schwärze. Im Volke regte sich der Aberglaube und in den Dörfern rotteteten sich die Bauern zusammen, um mit Gewalt gegen das rauchende, fenerpeinende Ungeheuer vorzugehen. Aber Stephenson errang durch seine Zähigkeit schließlich doch den Sieg, und als er in einer Kommission behauptete, daß es leicht möglich sei würde, Eisenbahnzüge mit einer Geschwindigkeit von 50–60 Kilometern in der Stunde fahren zu lassen, da sanken allmählich die Einwände der Gegner des Fortschritts zu komischen Nichtigkeiten. „Wer denken Sie doch, Mr. Stephenson, wenn der Zug, von dem Sie sprechen, auf seiner Strecke nun eine Kuh trifft, wem furchtbares Unglück!“ Aber der Ingenieur blieb ruhig und gab nur die trockene Antwort: „Ja gewiß — für die Kuh...“

□ Die Stimme aus dem Sarge. Die edle Kunst des Bauchredens kann, am unrechten Orte angewandt, recht schlimme Folgen haben. Der Neger John Samson aus Queenstown mußte das kürzlich erfahren. Er begegnet einem Leichenzuge.

schleicht sich dem Trauergesolge an, und als man auf dem Friedhof sich anschickt, den Sarg in die Grube hinabzulassen, erleben alle anwesenden Neger ein grauenvolles Wunder. Eine tiefe Stimme, die aus dem Sarg hervorzubringen scheint, ertönt: „Sachte meine Kinder, nur sachte.“ Die Neger werden beinahe weiß vor Entsetzen. Aber die Stimme klingt fort: „Aber sachte, Ihr Tölpel, laßt mich nicht fallen, Ihr werdet mir das Rückgrat zerbrechen.“ Außer sich vor Furcht lassen die Neger den Sarg fallen, das Trauergesolge stürzt in alle Winde davon und nur John Samson lachte, bis — die Polizei kam und den Bauchredner einsperrte ...

Am Familientisch.

Auflösungen zu Nr. 161.

Vererbild.

Man drehe das Bild um, so findet man den Kopf der Figur zwischen den Baumstämmen.

Rapselrätsel.

Wer lehren will der lerne.

Richtige Lösungen schickten ein: Adolf Marx-Wiesbaden — F. Holler-Wiesbaden — P. Streicher-Wiesbaden — K. Blumer-Wiesbaden — Th. Rosenader-Wiesbaden — Ludwig Schwarzkild-Massenheim — A. Maurer-Delfenheim — O. Keistner-Kastel — Fr. Mülltr-Biebrich — A. Schildner-Biebrich.

Arithmogriph.

			6	1	9		
		6	11	2	3	9	
		1	13	3	4	14	
		5	13	9	4	9	7
1	2	3	4	5	6	7	8
	12	8	6	6	3	4	9
		11	6	7	8	4	
		9	10	8	15	8	
			3	4	4		

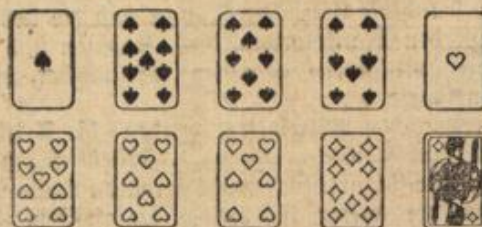
Die Zahlen in den Feldern der Figur sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. einen Kurort in Belgien, 2. die Hauptstadt eines Fürstentums, 3. einen fürstlichen Titel, 4. ein Geschloß, 5. ein Fest, 6. eine Stadt auf der Insel Sizilien, 7. eine Himmelsgegend, 8. einen weiblichen Vornamen 9. einen Fluß in Tirol und Bayern. — Sind die richtigen Wörter gefunden, so lautet die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten.

Staufgabe.

a b c d die vier Farben. — V M H die drei Spieler.

M und H sind gewaltige Maurer und obwohl jeder zwei Jungen hat, bietet keiner Wendespiel. V, der Vorhandspieler, der kein Freund des Ramschens ist, wendet deshalb auf folgende Karte:

bA, 9, 8, 7; cA, 9, 8, 7; d10, K.



Natürlich ist das keine günstige Karte fürs Wenden, aber V hofft in b oder c zu greifen und einen Jungen zu finden. Er wendet aber Fehlfarbe, nämlich a7. Schon will er das Spiel werfen, da überlegt er sich, sieht das zweite Blatt des Stafs an, das kein Trumpf ist, drückt vorsichtig und gewinnt das a-Spiel ohne zehn Matabore, obwohl bei den Gegnern keine zehn blank war. Was lag noch im Staf? Wie war Kartenverteilung und Gang des Spieles?

*) a-Kreuz, b-Schoppen, c-Herz, d-Estren.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Reybold in Wiesbaden.